

Christine Anlauff

Der Fall Garnisonkirche

Ein Verloren-in-Potsdam-Krimi

@book im
be.bra verlag

Beine steigen und erhob mich erst, als der letzte Name über die Leinwand gerollt war und das Licht anging.

Vorn in der dritten Reihe sammelte eine rothaarige Angestellte Popcorntüten und Becher in einen Müllsack.

Mit steifen Beinen stieg ich zu ihr hinunter. Magda tauchte eben hinter einer Lehne auf.

»Ich bin gleich fertig, dann könnten wir los.«

Als mir der Mund aufklappte, lächelte sie. »Oder brauchst du jetzt kein Bier?«

»Doch. Genau genommen«, stotterte ich, »hätte ich schon vor dem Film eins gebraucht.«

»Na dann: in zehn Minuten unten an den Kassen.«

Zehn Minuten können extrem lang sein.

Nach elf Minuten veränderte sich meine Wahrnehmung, und zehn Minuten kamen mir plötzlich wie nichts vor, eine dagegen wie zehn. Nach zwölf begann ich zu argwöhnen, dass Magda mit dem Hohlauge durch einen Hinterausgang geflohen war.

In der vierzehnten bog sie um die Rolltreppe, die zu den Kinosälen führte.

»Ich musste noch einen Dienst verschieben, entschuldige. Was hältst du vom Olga?«

Ich nickte. Meinetwegen hätte sie auch den Neuen Friedhof vorschlagen können.

»Mein Fahrrad steht am Nordausgang.«

»Meins am westlichen.«

Das bedeutete zum zweiten Mal an diesem Abend das Risiko, sie zu verpassen oder von ihr versetzt zu werden.

Kurz darauf radelten wir in die Stadt.

8

Das Olga war eine kleine linksalternative Stampe in einem der letzten unsanierten Häuser der Charlottenstraße. Ich kannte es nur vom Vorbeifahren, Magda dagegen schien dort Stammgast zu sein. Nach einem kurzen Schlagabtausch mit dem Barmann holten wir uns zwei Flaschenbier zu einem lächerlichen Preis, setzten uns vor den Laden auf den Fenstersims und ließen uns von den Laternen beleuchten. Es war mild und roch unglaublich nach Herbst.

»Jetzt wäre ich bereit für den Rest der Antwort«, sagte sie nach dem ersten Schluck. »Es fing mit St...« an.

»Warum warst du vorhin so abweisend?«

»Eins nach dem anderen, sonst kommen wir durcheinander.«

Ich breitete also meine stochastische Philosophie vor ihr aus. Magda hörte zu und trank, dann stellte sie ihr Bier zur Seite, zog Tabak aus einer Gürteltasche, die sie am Kinoeinlass noch nicht getragen hatte, und drehte sich eine Zigarette, womit sie im selben Augenblick

fertig wurde wie ich. Wie ich bemerkte, rauchte sie auch dieselbe Marke: Pepe, seit einigen Jahren der Renner unter Genussrauchern.

»Interessant«, sagte sie. »Du denkst wie ein Mädchen. Ich hab dieselbe Theorie zur Zufälligkeit von aufeinanderfolgenden Begegnungen zwischen Fremden.«

»Das könnte auch darauf hindeuten, dass du wie ein Mann denkst«, meinte ich leicht beleidigt.

»Nein, Schicksalsstudien sind Frauensache.«

Sie nahm eine Streichholzschachtel aus der Tasche und zündete im Schutz ihrer hohlen Hand die Zigarette an. Dann warf sie das Streichholz weg und inhalierte mit geschlossenen Augen. Nach dem zweiten Zug schlug sie sie wieder auf.

»Zu vorhin: Ich wollte die Antwort nicht im Kino hören, weil ich einen Grund brauchte, mit dir Bier trinken zu gehen.«

Sie lächelte und hob ihre Braue und trank und wickelte eine Strähne um den Finger, alles auf einmal, und vom Josephs-Krankenhaus heulte ein Krankenwagen heran, als wüsste er, dass gerade eben wieder jemand Opfer der Stochastik geworden war.

Sie war fünfundzwanzig, zehn Jahre jünger als ich. Nachdem wir das herausgefunden hatten, nannte sie mich nur noch »alter Mann«. Mein Greisentum hielt sie indes nicht davon ab, mit mir zu flirten, und in dieser Hinsicht schlug sie Anja um Längen. Anja hatte mir zu Anfang unserer Beziehung gestanden, dass sie systematisches Buhlen um die Gunst eines anderen demütigend fand. Wenn ihr jemand sympathisch war, sagte sie es ihm. Eine etwas hartholzige Methode, aber bei mir hatte sie funktioniert. Allerdings vielleicht auch nur, weil damals keine von Magdas Schlag in der Nähe gewesen war.

Ihre Augen waren braun mit grünen Sprenkeln, und sie überließ sie mir in ihrer ganzen Tiefe, um – sobald ich hineingefallen war – die Wimpern darüber zu senken.

Sie wollte alles von mir wissen: Ob ich häufig allein ins Kino ginge. Wie ich seinerzeit aus dem Schlamassel der Spatenstichfeier herausgekommen war – und wie ich überhaupt zur Garnisonkirche stand, was in diesem Zusammenhang tendenziös bedeute. Über meine Antwort dachte sie gründlich nach, ehe sie fragte, ob ich immer so pragmatisch urteilen würde. Darüber wiederum musste ich nachdenken. Und so ging es weiter. Es war, als habe Magda beschlossen, an einem Abend alles über mich zu erfahren, und umgekehrt erzählte sie über sich, ihre Pläne und Gedanken, als wäre ich ihr Biograf. Das Schreiben betriebe sie nur noch als Hobby, sagte sie, nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit ihre Bücher verschmäht hatte und das letzte von zwei Verlagen abgelehnt worden war. Als ich sie bat, es mir zu zeigen, flackerten ihre Augen kurz, dann machte sie eine wegwerfende Geste und wechselte das Thema. Sie wollte sich nach dem Abi und mehreren Praktika zum Frühjahrssemester endlich an der Uni einschreiben. In welchem Fach, wusste sie noch nicht. Ob ich Kunstgeschichte sinnvoller fände oder Slawistik? Ich gestand, dass ich keines der Fächer sonderlich sinnvoll fände und es darauf ankäme, was sie damit anfangen wolle. Sie seufzte. Sie wollte alles: reisen, Sesshaftigkeit, lernen, schreiben, Geld verdienen, Freiheit, eine Struktur und berühmt werden. Sie lachte und stand auf, um neues Bier zu

holen.

Es war nicht das letzte an diesem Abend, und als der Barkeeper herauskam, um die letzte Runde auszurufen, sah ich Magda wie mit einem Weichzeichner gemalt. Die Augen grüner denn je, ihre Lippen glänzende Stempelkissen und ihre Gesten träge zerfließend, wohingegen sich die Konturen unter ihrer Jacke immer konkreter abzeichneten.

Beim Zahlen stellte ich fest, dass wir über alles geredet hatten außer unser Liebesleben. Und dass es mir egal war.

»Zu dir oder zu mir?«, fragte ich, jedes Wort ausbalancierend.

Sie stieß sich vom Tresen ab.

»Das kann ich auf die Schnelle nicht entscheiden. Ich finde, wir sollten es bei dir besprechen.«

Ein Gentleman genießt und schweigt. Ich glaube, ich war wenig Gentleman in dieser Nacht. Und Magda keine Lady.

Als wir uns voneinander lösten, hatte ich das Gefühl, entjungfert worden zu sein, trotz Anja und der Mädchen vor ihr. Der Sex mit Anja war eine angenehm regelmäßige und vorhersehbare Angelegenheit gewesen, wie ein Roman, dessen Handlung ohne größere Überraschungen dem Showdown entgegenstrebt und einen zufrieden und bis auf weiteres gesättigt zurücklässt.

Bei Magda hingegen stürzte ich von einem Cliffhanger zum nächsten.

Mir war nicht bewusst gewesen, dass ich so viele Körperöffnungen hatte. Magdas Zunge fand sie alle, sprang hinein und zündete sie an. Dazu ihr heißer Atem, ihr Geruch und Laute die ich einem so fragilen Wesen nie zugetraut hätte. Bevor sie mir erlaubte, in sie einzudringen, nahm sie mich mit dem Mund. Ohne die dämpfende Wirkung des Biers wäre ich zweifellos kollabiert. Keuchend befreite ich mich, suchte den anderen Eingang, fand ihn einladend feucht, und als ich zustieß, klammerte sie sich zitternd an mich. »Just ...«, stammelte sie, »du ...« Dann kam sie, eine Zehntelsekunde vor mir, ehe die Druckwelle der Entladung uns auseinander riss.

Hinterher wimmerte sie leise und klagend wie ein Kätzchen. Ich wollte sie in den Arm nehmen, ich wollte ihr wenigstens sagen, dass ich sie gern in den Arm genommen hätte, würde ich nicht gerade langsam, aber stetig in meine Atome zerfallen. Magda verstand mich auch so. Sie hörte auf zu wimmern und atmete sie eines nach dem anderen ein, bis neben ihr nur noch der durchsichtige Schatten eines Mannes lag, der bis vor kurzem ein Literaturkritiker namens Just Verloren gewesen war. Sie küsste den Schatten, drehte sich seufzend auf die Seite und schlief ein.

Am nächsten Morgen wunderte ich mich über das Chaos in meinem Bett. Eins meiner beiden Kissen lag am Fußende, das Laken war zur Hälfte abgezogen und gab einen Blick auf meine speckige Matratze frei. Erst der Anblick eines zehn Zentimeter langen Kratzers auf meinem rechten Oberschenkel machte mich endgültig wach. Ich angelte meine Hose von Boden und ging in die Küche.

Magda war nicht dort. Ebenso wenig im Bad oder Wohnzimmer. Mit einem schalen Geschmack auf der Zunge kehrte ich in die Küche zurück, um Kaffeewasser aufzusetzen. Dabei bemerkte ich die Thermoskanne.

Normalerweise bewahrte ich sie, zusammen mit dem übrigen Geschirr, auf dem Regal über der Spülmaschine auf. Jetzt stand sie auf dem Kühlschrank, neben einem Stapel A4-Blätter und der Kaffeedose. Ich hob sie an, schaltete den Herd lächelnd wieder aus und angelte stattdessen eine Tasse vom Bord. Dann pflückte ich einen gelben Notizzettel von dem Blätterstapel.

Einige Sekunden lang weidete ich mich nur an Magdas Schrift. Großbuchstaben, leicht nach rechts geneigt, die i-Punkte so hoch, dass sie beinahe an die darüber liegende Zeile stießen. Eine großzügige Mädchenschrift. Ich trank einen Schluck.

»Lieber Just,

ich hoffe, der Kaffee ist nach deinem Gusto?

Danke! Ich fühle mich wie ein gut geschüttelter Cocktail, also genau richtig für einen Tag, wie ich ihn vor mir habe. Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du extrem weiche Füße hast?

Pass bitte gut darauf auf!

Magda

P.S.: Das Manuskript hier habe ich auf deinem Schreibtisch gefunden und beim Kaffeetrinken ein bisschen darin gelesen. Ist das eins von den berühmten »unverlangt« eingesendeten, oder bist du selbst P. Faust?

In jedem Fall finde ich es genial! Nicht wegwerfen, ich will es beim nächsten Mal weiterlesen.«

Lag es am Kaffee, dass mich plötzlich eine solche Wärme durchströmte?

Ich stellte die Tasse ab und hielt die Zeilen von Magdas Botschaft zu, bis auf eine: Ich will es beim nächsten Mal weiterlesen.

Beim nächsten Mal.

Mir war nach Singen, nach urmenschlichem Brüllen und Auf-die-Brust-Trommeln, danach, irgendwelchen Unsinn zu machen. Weil mir auf die Schnelle keiner einfiel, griff ich nach dem Manuskript.

P. Faust, dachte ich feierlich: Du hast es einer Frau zu verdanken, dass ich dich lese, und vielleicht, wenn du mich überzeugst und sie wiederkommt, an meinen Freund und Kollegen Bert weiterreiche. Bert hatte, wie ich wusste, auch ein paar Verlagsleute in seinem Freundeskreis.

Den Titel fand ich genauso dämlich wie beim letzten Mal. Nun gut.

Weil ich den ersten Absatz bereits kannte, wollte ich ihn überspringen, las ihn dann aber doch, aus dem einzigen Grund, weil Magda es auch getan hatte. Nach meinen Maßstäben beging ich damit einen Kardinalfehler, weil ich nicht objektiv las und meine Meinung über die Qualität des Manuskripts deshalb nicht die Bohne wert war. Aber das

scherte mich wenig. Magda gefiel es, und sie gefiel mir, also musste etwas dran sein. Außerdem half es mir, die Zeit bis zu unserer nächsten Begegnung zu überstehen.

Ich schlug eben zum zweiten Kapitel um, als mir auffiel, dass ihre Notiz keinen Aufschluss über den Zeitpunkt dieser nächsten Begegnung gab.

Ich hatte noch immer nicht ihre Nummer. Meine fand man nach einigen gezielten Klicks im Netz. Darüber hinaus gab es den Blog, aber würde sie danach suchen?

Ich unterbrach meine Lektüre und holte den Laptop.

Monk erkundigte sich, ob Mads Mikkelsen mir gefallen habe.

Er ist brilliant, antwortete ich, ließ den Laptop an und vertiefte mich wieder in Fausts Manuskript.

Die nächste halbe Stunde erlebte ich in einem inneren Shisma. Halb folgte ich Fausts Protagonisten, einem gewissen Veit Jaron, ans Sterbebett seines Großvaters, der ihm das Versprechen abnahm, ihn für irgendetwas Unerwähntes zu rehabilitieren, während meine andere Hirnhälfte einen Tagesplan entwarf.

Die Wohnung aufräumen. Einkaufen: Wein, Käse, Obst. Kondome. Da Magda letzte Nacht nicht darauf bestanden hatte, verhütete sie wahrscheinlich selbst, aber sicher war sicher. Die Rezension für den Erzählband des Berliner Türken schreiben. Zum Friseur. Nein, nicht zum Friseur. Was, wenn sie währenddessen hier auftauchte? Oder heute Abend, während meines wöchentlichen Badminton-Termins mit Bert? Unmöglich. Ich musste mir etwas einfallen lassen. Eine entzündete Zahnwurzel oder so.

Der Protagonist namens Veit hatte das Krankenhaus derweil verlassen und war in der nächsten Kneipe eingekehrt, um einen Sibona zu trinken. Auch ohne die Erklärung des Autors wusste ich, dass das ein Grappa war, und zwar der einzige, der mir schmeckte, weil er nicht stach, sondern den Gaumen streichelte. Hin und wieder gönnte ich mir trotz meines schmalen Etats eine Flasche davon. Dieser Veit wurde mir langsam sympathisch.

Ein Blick zum Laptop. Keine Neuigkeiten.

Veit zahlte und ging nach Hause. Unterwegs machte er einen Zwischenstopp, und da stutzte ich zum ersten Mal. Zwar deutete der Buchtitel es an, dennoch begriff ich erst, als Veit einen Lattenzaun erreichte, hinter dem ein eingerüsteter Turmrumpf auffragte, von welcher Baustelle im Eingangskapitel die Rede gewesen war. Für einen Augenblick vergaß ich die Vorfreude auf Magda.

Wie erwähnt war ich weder Agent noch arbeitete ich für einen Verlag. Mir ein unveröffentlichtes Manuskript zu schicken und darauf zu hoffen, dass ich es rezensierte, setzte schon ein gutes Stück Naivität voraus. Oder aber – das Wissen um mein Interesse für die Garnisonkirche. Was das betraf, kamen außer meiner Blog-Familie eigentlich nur Bert und Anja in Frage. Strich ich letztere, blieb der Blog.

Ich ging auf den Balkon, um die Sauerstoffversorgung meines Gehirns anzukurbeln. Hatte in den vier Jahren von *Verloren in Potsdam* irgendwann jemand etwas unter dem Nicknamen Faust gepostet? Mein Gedächtnis gab nichts her. Ich konnte natürlich nachsehen, aber das dauerte. Außerdem, wer sagte, dass Faust im Blog seinen echten Namen benutzte?